

Der Kanonen - Donner von Königs-  
graz war vernehmlich, die Militärdon-  
neren in Nitolsburg abgehört, die große Parade der 1. Armee vor Sr.  
Majestät auf dem Marschfelde im Ange-  
sicht von Wien vorüber und schließlich  
am 26. August der Friede von Prag zu  
Einde getonnen.

Am 22. Juni waren wir von Gör-  
litz, bis wohin wir von unserer Garni-  
son aus mit der Bahn befördert wor-  
den, aufzubrechen, am 20. Juli standen  
wir vor Wien, um nun am 21. August  
hier als stolze Sieger über das  
Ehrwürdige und Ergebeite, über In-  
gram, Jaku, Prag und Dresden von  
Machmaria auf Berlin und in die Hei-  
math anzutreten.

Nach derweil recht heißen und an-  
strengenden Marschtagen erreichten wir  
am 21. September das letzte Quartier  
vor Prag, woselbst wir Offiziere auf  
dem herrlichen Schlosse des Herrn von  
A. freundliche und auch in materieller  
Hinsicht vorzügliche Aufnahme fanden.  
— Sehr gerührt aber wurde unsere  
Freude durch das hier auftauchende Ge-  
rucht, daß unser Korps nicht nach Prag  
kommen, sondern, diese Stadt östlich  
umgehend, direkt auf Dresden weiter-  
marschiren sollte.

Zwei Meilen nur von Prag entfernt  
— die Taschen voll Geld und nicht hin-  
einkommen —, die einzige Gelegenheit,  
es je zu sehen, so unbenuzt vorüberge-  
hen lassen? En unermüdet Gedanke  
für uns junge, unternehmungslustige  
Lieutenants.

Über — was thun? — Den Kom-  
pagnieführer bitten, auf einige Stun-  
den hinüberfahren zu dürfen? Vielleicht  
erlaubt er es ohne Wissen des gestren-  
gen Bataillons - Kommandeurs.

„Ja, meine Herren, ich kann Ihnen  
das nicht gestatten, thun Sie, was Sie  
wollen, ich weiß von nichts — aber  
morgen früh 5 Uhr steht das Bataillon  
zum Abmarsch hier vor dem  
Schloß bereit!“

Das genügte. Bald sahen wir zu  
Bieren — seit dem Verlassen unserer  
heimathlichen Garnison zum ersten Male  
wieder in toller Uniform und —  
„Lackstiefeln“ — in den weichen Pol-  
stertischen der Kutsche unsere liebens-  
würdigen Quartiermeister und stoll-  
ten feilenbergnüt durch die sonnen-  
beschienene Herbstlandschaft dem ersehnten  
Ziele zu.

Nach anderthalbstündiger Fahrt stie-  
gen wir in einem ganz in der Nähe des  
alten passirten Stadthores gelegenen  
Hotel Prags ab, beglückten den Auf-  
sicher mit einem feinsten Trunk und  
entließen ihn mit dem Bemerkens-  
werthen, daß wir, um die Güte seines Herrn  
nicht länger in Anspruch zu nehmen,  
am Abend mit einer Prager Droschke  
in's Schloß zurückkehren würden.

Wir der letzten Verabredung, Punkt  
7 Uhr Abend hier im Hotel uns wieder  
zur Rückfahrt zusammenzufinden,  
trüben wir uns.

An Lebensjahre der Wette — ich  
war im Herbst 1864 aus der Land-  
wehr zur Linie übergetreten — traf ich  
pünktlich um 9 Uhr in besagtem Hotel  
wieder ein, aber wer nicht kam, das  
waren die lieben Kameraden. Es  
schlief 2, es schlief 3 und 4 10.

Endlich erschienen in sehr vergnügter  
Stimmung zwei. Aber wo bleibt der  
Lehze? Schließlich stellt in zöger-  
licher Laune auch dieser sich ein. Schnell  
wird der bestellte Wogen bestiegen und  
im scharfen Trab geht zum nahen  
Thor, welches nach kurzer Ausein-  
anderberührung der wachhabende Offizier  
der biederer Prager „Bürgerwehr“ uns  
öffnet läßt.

Vom Thore aus gehen strahlenfö-  
rmig nach verschiedenen Richtungen die  
Strahlen auseinander, alle mit turage-  
haltenen lebenden Heden eingefaßt und  
genau einander gleichend. — Sehr rich-  
tig der Aufsicher an uns die jetzt seit-  
wärtige Frage, wohin er denn eigentlich  
fahren soll? — Ein jeder schreit fährt  
uns in die Glieder, — ja — wohin?

Rathlos und stumm blicken wir uns  
an; Keiner von uns hatte eine Ahnung,  
wie unser Quartier heißt, in welcher  
Richtung es liegt, von welcher Straße  
wir gekommen.

Nur so viel war uns erinnerlich, daß  
wir etwa eine halbe Stunde vor Prag  
einen kleineren Frieden passirt hatten,  
auf dessen Marktplatz das mit einem  
Thurm versehene Rathhaus stand.

„Aha“ — meint der Aufsicher, —  
„nun weiß ich Bescheid, steigen die Her-  
ren nur wieder ein.“ — Wir fahren und  
fahren, aber kein Rathschloß läßt sich  
finden. Inzwischen hat der Himmel  
mit drohenden Wolken sich bezogen, es  
wird dunkler, und bald strömt der  
aus den vielen böhmisch - mährischen  
Wäldern uns sowohl bekannte Wind-  
denregen vom Himmel hernieder. Zim-  
mer unheimlicher wird uns zu Muth,  
verschwinden ist jede Milderkeit, eine  
furchtbare Ahnung beschleicht uns.

„Wir sind auf falscher Fährte!“  
Da — plötzlich — ein lautes: „halt  
— Werda?“

Mit einem Ruck hält der Wagen mit-  
ten auf der Straße. Wir springen  
heraus. Vor uns steht ein preussischer  
Doppelposten mit Examinttrupp.

Vom Führer des Regiments erfahren wir,  
daß das Armeekorps, zu welchem er ge-  
hört, bereits in Prag gewesen und nun  
auf dem Weitermarsche hier herum in  
Marschquartieren liegt. — O, tempora,  
o mores! — Also hatten wir gerade die  
entgegengesetzte Richtung eingeschlagen,  
— denn wir lagen ja noch „vor“ Prag  
und sollten es erst passiren. Der durch-  
drängte Aufsicher höcht einige Mährische  
macht kehrt und fährt ohne Weiteres

nach Prag zurück — keineswegs aller-  
dings das Klügste, was er thun konnte.  
Nach abermaliger dreierlei-  
diger Fahrt halten wir wieder vor dem  
Stadthore. Kein Zureden, kein Trint-  
gelb vermag den förrischen Koffelente-  
r zu bestimmen nunmehr einen anderen  
Weg einzuschlagen. Er klingelt am  
Thor, fährt krummend hinein, die  
mächtigen Thorflügel schlagen hinter  
ihm zusammen, und wir — stehen  
totthlos vor dem verschlossenen Prag.

Jetzt wurde die Lage peinlich.  
Wir hatten alle vier den Feldzug ge-  
gen Dänemark mitgemacht, waren in  
der Nacht des 29. Juni im feindlichen  
Feuer über den Alpen und abgefeht,  
hatten bei Sadowo fünfzehn im Gra-  
natenfeuer der Defterreider getödtet  
und manchen Sturm erlebt, aber was  
war das Alles gegen die Aufregung,  
welche jetzt unserer schuldbeladenen Ge-  
wissen sich bemächtigte!

„Um 5 Uhr steht das Bataillon zum  
Weitermarsch bereit“, so hatte der Kom-  
pagnieführer gesagt, und hier standen  
wir nun ratlos, von der menschlichen  
Hilfe so weit in finsterner Mitternacht  
und in strömendem Regen vor Prag  
verschlossenen Thore.

Was nun? Hier stehen bleiben und  
die Morgendämmerung abwarten? —  
Unmöglich! — Also: „Vorwärts“  
lautete die Parole, nur fort von hier,  
fort von dem abschaulichen Prag, und  
zwar so schnell die Beine uns tragen  
wollen.

Im Marschiren hatten wir ja hin-  
reichende Uebung, freilich aber nicht in  
„Lackstiefeln“, die wir jetzt zu allen  
Leufeln wünschten. Auf gut Glück  
wird ein in entgegengesetzter Richtung  
führender Weg eingeschlagen. — Wir  
passiren und passiren, das Wasser läuft  
uns am Rücken herunter bis in die  
Stiefel, die Vorwand aber, die Vor-  
stadt mit dem gekürzten Rathhaus,  
sie kommt nicht.

So waren wir in wesentlich anderer  
Stimmung, als bei unserer Heerfahrt  
wohl eine halbe Stunde in wahren  
Sturmstiefeln marschirt, als wir seit-  
wärts der Landstraße in einiger Ent-  
fernung ein Licht erblickten.

Ein Licht inmitten dieser unheilvol-  
len Finsterniß. Und wunderbar, als  
ob dieses Licht uns Rettung bringen  
mühte aus der Noth, — wir athmeten  
erleichterten Herzens auf. Durch den  
tiefen Schussgraben, querfeldein über  
verschiedene Heden und eine niedrige  
Gartenmauer führt uns der Weg in ein  
ein parkartigen Garten und dort end-  
lich an das erleuchtete Fenster.

Wir klopfen. Es ist der Portier ei-  
ner stattlichen Villa, der nach unserem  
Begehre zu fragen scheint, — scheint,  
— denn er sprach sischisch und verstand  
kein Wort deutsch. Nur soviel machten  
wir ihm klar durch Gestikulationen, daß  
er das Hofthor uns öffnen und den  
Herrn des Hauses rufen solle.

Bald sehen wir in den Corridoren  
des Hauses Lichter sich hin und her be-  
wegen, und jetzt erscheint in dem sich  
öffnenden Hauptportale die hohe, vor-  
nehmige Gestalt eines belehrten Herrn in  
rotzplüschigem Schlafrock. Er er-  
kennt uns sogleich als preussische Offi-  
ziere, nötigt ungeduldet unseres  
schmutzbespitzten Aussehens in gutem  
Deutsch uns höflich in ein Zimmer und  
nimmt theilnehmend unseren Bericht  
entgegen.

„Ja, meine Herren, ich würde Ihnen  
ja gern helfen, meine Cavaliere Ihnen  
mit Freuden zur Verfügung stellen, hin-  
auch mit dem besten Willen hier be-  
urtheilt jener, die jene Vischfälle, jene  
kennt, aber wenn Sie mit wreden den  
Namen Ihres Quartiermeisters, noch  
den des Ortes nennen können, so weiß  
ich ja beim besten Willen nicht, wohin  
ich Sie fahren lassen soll! Können Sie  
mir nicht wenigstens das Schloß oder  
die Persönlichkeit des Besitzers näher  
beschreiben?“

Während ich nun mittheilte, von dem  
Fenster meines, nach dem Schloßpark  
hinaus gelegenen Zimmers ein freis-  
förmiges, von schwarzem Marmoran-  
de eingesetztes und mit Schönen be-  
höfertes Wasserbassin leuchtet zu ha-  
ben, und ein anderer Kamerad ein Bild  
des Schloßherrn zu entwerfen ver-  
suchte, rief unser liebenswürdiger Willen-  
besitzer vergnügt dazwischen: „Ah, nun  
ist ich orientirt. Das ist ja mein  
guter Freund K! Nun, meine Herren,  
sind wir aus aller Verlegenheit! Ich  
gebe sofort Befehl zum Anspannen, und  
in zwei Stunden sind Sie an Ort und  
Stelle. Aber nun schnell einen Kon-  
nat und ein Gläschen Portwein, das  
wird Ihnen gut thun.“

Wir stürzten über von Glück und  
Dankbarkeit, und nie hat uns ein Glas  
Portwein herrlicher gemundet.

Warm drückten wir die Hand unse-  
res Retters und bald sahen wir aber-  
mals in einer herrschaftlichen Equipa-  
ge, deren sanftes Wiegen uns schnell  
den tiefen Schlaf der Jugend finden  
ließ.

Als der Aufsicher, die Waagentür  
öffnend, uns wieder, leuchtete von Osten  
her das erste Morgenrotz uns entgegen,  
der Regen hatte aufgehört, und wir be-  
fanden uns wirklich und wahrhaftig im  
richtigen Kantonnement, und zwar,  
— wie wir wohlweislich dem Aufsicher ge-  
sagt hatten, — nicht vor dem Schlosse  
selbst, sondern mitten im Orte, denn  
das Rollen des Wagens sollte „nicht  
stören!“

Mit klirrenden Münzen trugen wir  
dem Aufsicher nochmals unseren innig-  
sten Dank auf an seinen gütigen Herrn  
und eilten schnell, doch möglichst ge-  
räuschlos in unsere Zimmer auf dem  
Schlosse, — um fünf Stunden später,  
und zwar diesmal mit Trommel- und  
Peutenschlag, abermals durch das uns  
nur zu wohlbekannte Thor in Prag

einzutreten, — denn es war inzwischen  
der mit allgemeiner Freude begrüßte  
Befehl eingetroffen, daß wir nun doch  
mehrere Tage der Ruhe dort pflegen  
sollten.

Niemand außer unserem wohlwol-  
lenden Kompagnieführer hat je von unse-  
rem Abenteuer erfahren.

Von uns Bieren aber bin ich der  
einzig Lebende, — ein alter pen-  
sionirter Staboffizier, — die anderen  
Drei haben in treuer Pflüchterfüllung  
auf Frankreichs Schlachtfeldern ihr  
Herzblut vergossen und ruhen dort in  
fremder Erde.

Ehre ihrem Andenken!

### Sternschnuppen.

(Von Ossit.)

Die Nacht sank herab . . . Ganz ver-  
loren in einem tiefen Sessel, einem von  
den bequemen, die uns einhüllen und  
gleichsam festhalten, in einem Boudoir,  
das ganz weiß war wie frischer Schnee,  
saß die junge Frau träumend. Alles  
war weiß und lieblich und reizend um  
sie her, und alles das sah ihr ähnlich.

Der Kopf auf die Hand gestützt, gleich  
sie einer blauen Rose, einer sehr sel-  
tenen zarten weißen Rose, von einer  
besonderen Weiße, ohne Glanz — und  
ihre großen Augen waren das Einzige,  
was Farbe hatte in ihrem Gesicht.

Sie hatte einige Bücher und die Zeit-  
ungen vom Tage — — Freitag,  
den 13. November — — neben sich.  
Den ganzen Tag über vor lauter Besu-  
chen von Schneiderinnen war sie nicht  
dazu gekommen, die Zeitung zu lesen,  
und nun entfalte sie sie.

Sie überflog das Inhaltsverzeich-  
niß.

Aus der Gesellschaft . . .  
Neuigkeiten vom Ausland: „In Bra-  
silien.“

Deputirten-Kammer: „Die Subven-  
tion der Oper.“

Berichtendes: „Sternschnuppen.“  
Und plötzlich wurde durch diese Worte  
die ferne Vergangenheit in ihr herauf-  
beschworen und ihr Interesse wurde  
mächtig angefaßt. Sternschnuppen!

... Sie sah sich wieder als ganz klei-  
ne Mädchen, im Duetkleid und in  
Strümpfen, mit ihrer alten Amme  
Christine. Und sie erinnerte sich noch  
sehr wohl der phantastischen Erzählung  
ihrer verstorbenen Schwester Veronika  
über diesen Gegenstand.

Sie lächelte bei dem Gedanken an  
den tiefen Glauben, den sie damals in  
die geheimnißvolle Macht der Stern-  
schnuppen gesetzt hatte.

Man mußte sich irgend etwas wün-  
schen! J. B. viele Erdbeeren zu essen  
im nächsten Sommer, oder glücklicher  
Besitzer eines Spielzeugs aus dem  
„Rain-Vien“ zu werden — kurz, irgend  
ein solcher Wunsch von glücklicher  
Wichtigkeit — die Hauptsache war, den  
Wunsch auszusprechen, im gleichen  
Augenblick, wie der Stern fiel.

Sie erinnerte sich genau, wie sie ein-  
mal Nachts aufgedacht war, im lan-  
gen, schleppenden Nachtkleid, wie es die  
ganz Kleinen tragen, in das sich ihre  
kleinen Füßchen verwickelten —  
ganz leise, vorsichtig schleichend wie die  
Indianer thun, und mit unerschöpft  
Lilien, die sie aus einem Buch geschöpft  
hätte, — einer Erzählung voll Schrecken  
von den Rothhäuten — hatte sie sich  
aus ihrem Bett gleiten lassen und sich  
bis zur Terrasse vorgebeugt. Dort, wo  
jede unmittelbare Gefahr abgewendet  
war, hatte sie sich wie eine Schildwache  
aufgepflanzt, weil beim Frühschlaf ein  
Stern befällt hatte, daß es gerade in die-  
ser Novembernacht Sternschnuppen reg-  
nen würde.

Sie hatte gut zwanzig Minuten ge-  
wartet, immer wie einen Rosenkranz  
den Gegenstand ihres Wunsches mur-  
melnd, um den günstigen Augenblick  
nicht zu verfehlen — denn wenn man  
auch nur einen Augenblick zu spät  
kommt, helfen alle Bitten nichts mehr,  
und der Wunsch bleibt unerfüllt.

Sie hatte sich keine kindischen Sachen  
gewünscht — wie ihre Schwester oder  
ihre Freundin Clarisse es thaten —  
nein ihr Streben ging höher: „Ich  
möchte schön sein!“ Diesen Satz hatte  
sie mindestens fünfshundert Mal wie-  
derholt!

Ein etwas trauriges Lächeln huschte  
über ihre Lippen.

Wie sie am anderen Tage ausgezankt  
wurde, als sie endlich ihr Mißthat  
eingestand, da sie eine schredliche Er-  
zählung davongetragen hatte! Aber wie  
gleichgültig und ruhig hatten sie auch  
die langen Vorwürfe Christine's und  
sogar die grausame Entziehung ihrer  
Lieblings-Bücher von Gustave Aimard  
gelassen.

Trotz alledem fühlte sie sich im inner-  
sten Grund ihres Herzens froh und  
sicher, daß ihr Wunsch in Erfüllung  
gehen würde, denn sie hatte geduldig  
gewartet, bis sie einen Stern, einen  
prächtigen hellen Stern, hatte fallen  
sehen — er war vom Himmel gefallen,  
einen wundervollen weichen Bogen be-  
schreibend — und ganz genau, in die-  
sem Augenblick, hatte sie es gesagt:  
„Ich möchte schön sein!“ Das war also  
sicher! Ihr kleines Herzchen weidete sich  
holz: Sie würde schön sein! Schön  
wie ihre große Cousine, die berühmte  
Laura, die von aller Welt bewundert  
wurde. — Und sie würde auch von aller  
Welt bewundert werden. Sie würde auf  
Bällen glänzen — auch wie Laura —  
vielleicht noch mehr, denn bei ihr waren  
es die Sterne, die mächtigen, unfehl-  
baren Sterne, vor denen sie ihre  
Schönheit hatte! — Und das war das  
Höchste ihrer Wünsche und Träume ge-  
wesen.

Sie lächelte wieder traurig, ein lei-  
ches ironisches Lächeln.

Und doch war es so gekommen!

Ihr Wunsch hatte sich erfüllt, sie  
war sehr schön geworden — und sie  
hatte auf Bällen glänzt — sehr  
glänzt!

Sie las den Artikel auf der dritten  
Seite: „Wie fonderbar“ denkt sie, „es  
ist heute gerade der gleiche Abend, vom  
13. zum 14., wie vor fünfzehn Jah-  
ren?“

Und wieder vertiefte sie sich in ihre  
Träume, aber diesmal dachte sie nicht  
an ihre Kindheit, sie dachte an die  
Gegenwart.

Sie stand auf und näherte sich dem  
Fenster. Man konnte den Himmel nicht  
gut sehen wegen der hohen Häuser, die  
gegenüber standen. Da öffnete sie das  
Fenster und neigte sich hinaus.

Und sie träumte vor sich hin:  
„Was würde ich mit wohl heute  
wünschen, wenn ich noch an diese Frage  
glaube?“

Sie seufzte. Ihr ganzes Leben zog  
vor ihr vorüber, ihre Heirat, die auf  
Liebereintommen der Eltern abgeseh-  
sen worden, dann ihr ganzes farbloses  
und eintöniges Leben, das leer an Liebe  
und Reiz gewesen war.

Würde sie denn niemals jemand  
lieben?

Ihr Herz fängt an, etwas schneller  
zu klopfen: Er ist sehr verführerisch,  
sie sieht das Lächeln seiner blauen Augen  
vor sich.

Ein unbestimmtes Unbehagen ergriß  
sie — wie jedesmal wenn er sie an-  
sah. — Haben sie nicht etwas har-  
tes, etwas kaltes und graufames diese  
Augen?

Sie sieht nach dem Himmel: „Was  
soll ich mir wünschen?“ denkt sie. Denn  
sie glaubt wieder daran — ihr scharfer,  
findlicher Aberglaube ist wieder da,  
in voller Kraft, mächtig und bezau-  
bernd.

„Was soll ich mir wünschen? . . .  
Dah er mich liebt? . . . Nein, daß er  
mich wahrhaft liebt! . . . Warum ist  
er doch gestern nicht gekommen? . . .“

Aber wie sehr sie sich auch zum Fen-  
ster hinausbeugt, sie sieht keinen fallen-  
den Stern.

Und sie denkt weiter:  
„Dah er mich liebt, ist sicher. . . Aber  
seine Augen sind so hart!“

Und plötzlich füllt sich ihre Seele mit  
Trauer.

„Ich bin recht unglücklich“, denkt sie.  
Da wie eine Erleuchtung kommt es  
über sie: „Ich möchte glücklich sein! . . .  
Das ist es, was ich mir wünschen  
müß!“

Eine große, tödtliche Hoffnung stieg  
in ihr auf, denn die Sterne lügen  
nicht!

Und auf einmal scheint der Himmel  
von unzähligen flimmernden und be-  
weglichen Lichtern zu erglänzen!

Eines nach dem anderen beschreiben  
sie ihre lange anmuthige und biegsame  
Linie.

Da streckt sie voller Entzücken ihre  
beiden Arme aus und beugt sich vor:  
„Ich möchte glücklich sein!“ murmelt  
sie, mit strahlenden Augen und einem  
Lächeln ewiger Glückseligkeit auf den  
Lippen. Mehr und mehr beugt sie sich  
vor, fortwährend wie eine Rauberfor-  
mel die Worte murmelnd: „Ich möchte  
glücklich sein!“

Da plötzlich verliert sie das Gleich-  
gewicht und gleitet in die Leere hinaus,  
wie ein großer weißer Vogel.

Die Sterne lügen nicht!  
Sie sieht nicht einmal einen Schrei  
aus, sie fiel förmlich sanft gegen einen  
spitzen Stein, ihre Schläfe farbte sich  
mit rothen Tröpfchen, und das war  
die einzige Farbe in ihrem Gesicht, denn  
ihre großen Smaragd - Augen hatten  
sich geschlossen.

Sensu wurde sie gar nicht entstellt,  
sie litt nicht im geringsten!

Sie blieb schön und auf ihren Lip-  
pen hing ein seliges Lächeln.

Eine abergläubige Person, die vor-  
überging, meinte, daß an diesem Unfall  
der Tag Aquid sei, der Freitag und der  
Dreizehnte . . .

### Zuherz.

Ein französischer Journalist begab  
sich, wie das „Journal des Debats“ er-  
zählt, im verflochtenen Winter nach  
Brüssel. In seinem Gepäck hatte er  
ein Paar Schmiedschuhe, die er noch nicht  
getragen hatte; das tann Jedem pas-  
sieren, und der Zeitungsman war sich  
keines Verdachens bewußt. Der bel-  
gische Zollbeamte, der das Gepäck an  
der Grenze untersuchte, war nicht der  
Ansicht. Er spürte sofort die neuen  
Schuhe auf und fragte mit der feierli-  
chen Amtsmiene eines Großinquisitors:  
„Was ist das hier?“ — „Das sind wahr-  
scheinlich Schuhe“, erwiderte der Jour-  
nalist, der den Ernst der Lage nicht be-  
griff. — „Neue Schuhe?“ — „Natürlich,  
ganz neue Schuhe.“ — „Aber dann  
müssen Sie ja Zoll zahlen, wissen Sie  
das?“ — Er wußte, daß er mußte,  
und er zahlte. Der Herr hat uns selbst  
die Dichtung gegeben, auf welcher der  
ganzen Mi- und Nachwelt mitgetheilt  
wird, daß er 4 Fr. 50 Cent. bezahlt  
hat, weil er „gegerbtes Leder“ nach Bel-  
gien einführte. „Gegerbtes Leder“ als  
Bezeichnung für neue Schuhe ist ohne  
Zweifel ein ebenso eigenartiger als  
dichterisch verwendbarer Ausdruck. Aber  
die Herren Zollbeamten haben noch  
weit gewähltere Ausbrüche. Das soll-  
te jüngst ein schweizerischer Anthro-  
pologe erfahren. Der Gelehrte kehrte  
von einer patagonischen Forschungsreise  
zurück mit einer großen Anzahl Kisten,  
die patagonische und andere Schädel  
enthielten, die er während seiner Wan-  
derfahrten gesammelt hatte. Die  
schweizerische Zollbehörde öffnete die  
Kisten und gerieth in die größte Be-  
stürzung und Aufregung. Solche  
Waare hatte man noch nie gesehen.

Nach langen Berathungen theilte man  
den Anthropologen mit, daß seine  
Schädel wie gewöhnliche Knochen be-  
handelt werden und den Einfuhrzoll  
nach Gewicht, so und soviel auf 100  
Kilogramm bezahlen müßten. Der ge-  
wissenhafte Gelehrte war empört und  
erklärte, daß es eine Ungehörigkeit sei,  
wenn man Ueberreste von Menschen wie  
gewöhnliche Knochen des ersten besten  
Thieres abschätzen wolle. Gegen alle  
Erwartung machte dieser Beweisgrund  
Eindruck. Die Zollwächter ließen die  
schweizerischen Schädel frei ein-  
führen, indem sie sie in folgender Weise  
bezeichneten: „Gebrauchte Effekten  
halbwilder Völkerschaften.“

### Aus W. v. Humboldt's Briefen.

Geübt hat manche Leserin Wilhelm  
v. Humboldt's Briefe an eine Freun-  
din gelesen, vielleicht aber wissen nur  
wenige, daß diese Dame eine einfache  
Blumenarbeiterin war. Charlotte Hil-  
debrand, so hieß die Dame, war die  
Tochter eines Pastors, verheiratete sich  
mit einem Dr. jur. Diebe, wurde nach  
fünfjähriger, unglücklicher Ehe Wit-  
we, verlor ihr Vermögen und war dar-  
auf angewiesen, sich selbst zu ernähren.  
Zu ihrem Vergnügen hatte sie zuweilen  
verfucht, Blumen und Blätter der Na-  
tur nachzuahmen. Sie fing nun an,  
dieses in größerem Maße zu betreiben,  
mietete sich ein kleines Gartenhäus-  
chen, in dem sie mit ihren vielen jün-  
geren Mädchen arbeitete; die Blumen zur  
Vorlage und Nachahmung zog sie meist  
selbst in dem kleinen Gärten. W. v.  
H. hat sie einst selbst dort besucht, sich  
sehr über die hübschen, fröhlichen Mäd-  
chengesichter und die anmuthige, poeti-  
sche Beschäftigung gefreut. Sie hatten  
sich als ganz junge Leute auf einer Rei-  
se in Piemont kennen gelernt, waren  
drei Tage beisammen gewesen und hat-  
ten so viel Gefallen aneinander gefun-  
den, daß W. v. H. ihr nach der Mode  
damaliger Zeit ein Stammbuchblatt  
zum Abschied überreichte, mit der Wor-  
ten: „Gefühl für's Wahre, Grobe und  
Schöne abelt die Seele und beseligt das  
Herz; aber was ist selbst dieses Gefühl  
ohne eine mitempfindende Seele, mit  
der man es theilen kann!“ Dieses  
Blättchen benutzte Ch. H. nach 26 Jah-  
ren, um sich dem großen Staatsminis-  
ter in Erinnerung zu bringen und um  
seinen Rath zu bitten. Und wie lie-  
benswürdig und erfreut antwortete ihr  
derfelde. Er bat sie, vorerst ein Darle-  
hen von ihm anzunehmen, um ein Jahr  
ihrer Gesundheit leben zu können und  
dann einen Beruf zu erlernen, denn  
Arbeit, welcher Art sie auch sei, schän-  
det nie den Menschen, im Gegentheil;  
sie abelt ihn. Unter Anderem sagte er:  
„Die Stimmungen der Seele sind den  
Wolken zu vergleichen, die bald licht  
und hell, bald düster und finstler aufgetürmt  
einherziehen. Es läßt sich nicht immer  
sehen, woher sie kommen, wohin sie zie-  
hen, aber die Sonne verdeckt sie. Die  
Sonne für das Gemüth ist der Wille,  
und wenn dieser nicht ausreicht, der  
Glaube. Aus beiden gemeinsam ent-  
springt der Friede der Seele, den Jeder  
bedarf, ebenso der im Glanz Lebende,  
wie der mit Kummer Beladene.“

Edwiga.

### In der Fremde.

Wenn du in der Fremde weilst,  
Lernst du erst die Heimath schätzen,  
Lernst du, daß die schönsten Länder  
Nicht die Heimath dir erlesen.

Und je weiter du gezogen,  
Und je länger dein Verweilen,  
Um so heißer dein Verlangen:  
Könnst' ich wieder heimwärts eilen! —

Was die Heimath mir gegeben:  
Eine treue deutsche Hausfrau,  
Deutschen Sinn und deutsches Streben.

Und das Biblein, das uns beiden  
In der Fremde ward geboren,  
Soll ein rechter Deutscher werden,  
Wahr und treu, so ist's geschworen.

Hab' im fernen Lande also  
Wir ein deutsches Heim gegründet,  
Dah ein quälerisches Heimweh  
Nicht den Weg zum Herzen findet.

Doch das stille, süße Sehnen  
Nach der Heimath fernem Räumen  
Will ich nähren, will ich pflegen,  
Und im Wachen selig träumen.

T o l i o.    A d o l p h W e n d t.

### Herr von Ribbed auf Ribbed im Sabelland.

Ein Birnbaum in seinem Garten stand,  
Und kam die goldene Herbstzeit  
Und die Birnen leuchteten weit und  
breit,

Da stopfte, wenn's Mittag vom Thur-  
me scholl,  
Der von Ribbed sich beide Taschen  
voll,

Und kam in Pantinen ein Junge da-  
her,  
So rief er: „Junge, wist' ne Beer?“  
Und kam ein Mädel so rief er: „Lütt  
Dirn,

Kumm man röwer, ist hebb' ne Birn.“  
So ging es viele Jahre, bis lobesam  
Der von Ribbed auf Ribbed zu sterben  
kam.

Er fühlte sein Ende, 's war Herbstes-  
zeit,  
Wieder lachten die Birnen weit und  
breit,

Da sagte von Ribbed: „Ich scheid nun  
ab,  
Legt mit eine Birne mit ins Grab“.  
Und drei Tage darauf, aus dem Dop-  
pelschloßhaus,  
Trugen von Ribbed sie hinaus,  
Alle Bauern und Widner mit Feierge-  
sicht,

Sangen: „Jesus, meine Zuberficht“,  
Und die Kinder klagten, das Herze  
schmerzt,  
„Je is dot nun. Wer gibt uns nu 'ne  
Beer?“

So klagten die Kinder. Das war nicht  
recht,  
Ach, sie konnten den alten Ribbed  
schlecht,  
Der neue freilich, der knaufert und  
spart,  
Hät Park und Birnbaum strenge ver-  
wahrt,

Aber der alte vornehm schon  
Und voll Mißtrauen gegen den eigenen  
Sohn,

Der wußte genau, was er damals that,  
Als um eine Birn' ins Grab er bat,  
Und im dritten Jahr aus dem stillen  
Haus